

# Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 6.

Er erscheint allmonatlich.

1917.



Sei still, mei Herz.

Mei Herz, mei Herz es traurig,  
Et gibt die Lust su feisl;  
Worem su angst un schaurig? —  
Ich weiß net, wot ich feisl.

Die Lust kemmt feisl dat Dohl roff,  
Die Nocht zeist henne drenn,  
Iwer die Wissejohl noff,  
Schlecht mir en't Herz henenn.

Un wie die Nochtloft schaurig,  
Su es 't mer en de Seel, — —  
Mei Herz, worem su traurig? —  
Sei still, mei Herz, sei still!

W. Reuter.

## Ein sauberes weißes Hemd.

Von Berner von Heidenstam.\*)

Der Reiter Bengt Geting hatte eine Rosalenpfe durch die Brust bekommen, und die Kameraden legten ihn auf einen Reissigahausen im Jungwald, wo Pfarrer Rabenius ihm das Abendmahl reichete. Es war auf den eisgefrorenen Feldern vor den Mauern von Weperik, und ein rausender Nordwind riß das dürre Laub von den Sträuchern.

„Der Herr sei dir nahe!“ flüsterte Rabenius väterlich und sagt. „Bist du jetzt bereit, von hinnen zu gehen nach einem guten Tagewerk?“

Bengt Geting lag mit geballten Fäusten und verblutete. Die harten Augen standen weit offen, und das eigenartige und knochige Gesicht war von Sonne und Frost so ge-gerbt, daß die bläuliche Blässe des Todes nur an den Lippen zum Vorschein kam.

„Nein“, antwortete er.

„Das ist das erste mal, daß ich ein Wort aus deinem Mund höre, Bengt Geting.“ Der Sterbende ballte die Hände fester und fester und laute mit den Lippen, die sich gegen seinen Willen den Worten öffneten.

„Einmal“, sagte er langsam, „darf wohl auch der elendeste und zerkumpfteste unter den Soldaten reden.“

Er erhob sich angstvoll auf den Ellbogen und stieß einen so schneidenden Jammerschrei aus, daß Rabenius nicht wußte, ob er den Qualen der Seele oder des Körpers entstieg.

Er setzte den Kelch zu Boden und breitete das Taschentuch darüber, damit die herumfliegenden Blätter nicht in den Branntwein fielen.

„Und das“, stammelte er und drückte die Hände gegen seine Stirn, „das muß ich, der ich ein Diener Christi bin, Morgen für Morgen, Abend für Abend erleben.“

Die Soldaten drängten sich auf allen Seiten zwischen den Sträuchern heran, um den Gefallenen zu sehen und zu hören, aber ihr Hauptmann kam zornig mit gezogenem Degen.

„Bindet dem Kerl ein Tuch um den Mund!“ rief er. „Er ist immer der eigenartigste Mann im ganzen Bataillon gewesen. Ich bin nicht unmenslicher als irgend ein anderer,

\* Die Erzählung „Ein sauberes weißes Hemd“ von Berner von Heidenstam, dem im vorigen Jahre durch den Nobelpreis ausgezeichneten schwedischen Dichter, ist seinem Buche: „Karl der Zwölfte und seine Krieger“ entnommen. Die deutsche Uebersetzung in zwei Bänden erschien vor kurzem bei A. Bangen, München, wie früher der andere große Jahnke Heidenstams aus der schwedischen Geschichte: „Die Schweden und ihre Hauptlinge“. Das Buch gibt mit den höchsten Mitteln erzählender Kunst lebensvolle Ausschnitte aus der wirklich abenteuerlichen Vergangenheit des schwedischen Volkes.

aber ich muß meinen Dienst tun, und ich habe eine Menge neue, ungeübte Leute, die mit Leutenhaupt gekommen sind. Die sind jetzt durch sein Gejammer ängstlich gemacht und weigern sich, vorzugehen. . . . Warum gehorcht ihr nicht? Hier führe ich den Befehl!“

Rabenius trat einen Schritt vor, und in seiner weißen Lodenperücke hatte er einen ganzen Kranz von gelbem Laub.

„Hauptmann“, sagte er, „bei dem Sterbenden befehlt der Diener des Herrn allein, aber er überläßt gern in Demut dem Sterbenden selbst das Kommando. Seit drei Jahren habe ich Bengt Geting in Reih und Glied gehen sehen, aber noch niemals habe ich ihn mit jemand reden hören. Jetzt auf der Schwelle zum Gottesgericht kann kein Mensch ihm mehr Schweigen gebieten.“

„Mit wem hätte ich reden sollen?“ fragte der blutende Reiter bitter. Meine Zunge ist wie festgewachsen und gelähmt. Wochen konnten vergehen, ohne daß ich ein Wort sagte. Niemand hat mich um was gefragt. Nur das Ohr hatte auf seiner Hut zu sein, damit ich nicht veräuerte, zu gehorchen. Geh, hat man gesagt, geh durch Sumpf und Schnee! Darauf war nichts zu erwidern.“

Rabenius kniete und nahm leise seine Hände in die seinen.

„Aber jetzt sollst du reden, Bengt Geting. Rede du, rede du, da nun alle sich versammeln, um dich zu hören. Du bist jetzt der einzige von uns allen, der das Recht hat, frei zu reden. Ist vielleicht ein Weib oder eine hochbetaagte Mutter daheim, die ich grüßen soll?“

„Meine Mutter lieh mich hungern und schickte mich zu den Truppen, und niemals hat ein Weib mir anderes zu sagen gehabt als dasselbe: Geh weg, Bengt Geting, geh, geh! Was willst du von uns?“

„Du hast wohl etwas zu bereuen?“

„Ich bereue, daß ich nicht als Kind in den Wasserfall an der Mühle sprang, und daß ich, wenn du Sonntags vor dem Regiment standest und uns ermahntest, geduldig zu gehen und zu gehen, nicht hervortrat und dich mit der Muskete erschlug. Nein, willst du erfahren, was mir Angst macht? Hast du nie die Trostlutscher und die Vorposten erzählen hören, wie sie im Mondlicht ihre erschossenen Kameraden haufenweise dem Heer nachhinken und auf ihren verstümmelten Beinen herumhüpfen sahen, und wie sie rufen: Grüß die Mutter zu Hause! — Sie nennen sie das schwarze Bataillon. In dieses schwarze Bataillon soll ich jetzt hinein. Aber das schlimmste ist, daß ich in meinen zerrissenen Lumpen und meinem blutigen Hemd begraben werden soll. Das gerade ist es, was ich nicht aus dem Sinn bekommen kann. Ein einfacher Reiter verlangt nicht wie der seltsame General Lieden heimgeführt zu werden, aber ich denke an die gefallenen Kameraden bei Dorfknidi, wo der König jedem Mann einen Sarg aus ein paar Brettern und ein sauberes weißes Hemd schenken ließ. Warum mußten die es so viel besser haben als ich? Jetzt in den Jahren des Unglücks wird man hineingelegt, wie man fällt. So tief bin ich ins Elend gesunken, daß das einzige in der Welt, was ich ersehne, ein sauberes weißes Hemd ist.“

„Mein armer Freund“, antwortete Rabenius leise. „In dem schwarzen Bataillon — wenn du nun daran glaubst — bekommst du große Gesellschaft. Der Schildenstolpe und Sperling und Oberstleutnant Mörner liegen schon draußen auf dem Felde erschossen. Und erinnerst du dich der tausend anderen? Erinnerst du dich des freundlichen Oberstleutnants Wattrang, der an unser Regiment herangeritten kam und jedem Soldaten einen guten Apfel gab, und der jetzt neben den Leibtrabanten und allen Kameraden unter der Wiege bei Solofzin liegt? Und erinnerst du dich meines Vorgängers,

Riffas Uppendich, des gewaltigen Verklünderers des Wortes, der bei Ralisch im priesterlichen Ornate fiel? Gras ist gewachsen und Schnee ist gefallen über seinen Gebeinen, und niemand kann mit dem Fuß die Stelle bezeichnen, wo er schläft.“

Rabenius bückte sich noch tiefer und befüßte Bengts Stirn und seine Hände.

„In zehn oder höchstens fünfzehn Minuten hast du zu leben aufgehört. Vielleicht können die Minuten die drei vergangenen Jahre ersetzen, wenn du sie recht heiligst. Du bist nicht mehr einer der unrigen. Siehst du nicht, daß dein Seelsorger bei dir kniet mit entblößtem Haupt? Rede jetzt und sag mir deinen letzten Wunsch, nein, deinen Befehl! Denk nur an eines! Deinetwegen steht das Regiment aufgelöst da, und die andern gehen währenddessen ehrenvoll vor und sind schon an den Sturmleitern. Du hast die jüngeren Kerle mit deiner Todeswunde und deinem Jammer erschreckt, und du allein kannst es wieder gutmachen. Jetzt hören sie nur auf dich, und es liegt in deiner Macht allein, sie zu bewegen, gegen den Feind zu gehen. Denk daran, daß deine letzten Worte erst spät vergessen und vielleicht denen wiederholt werden, die daheim sitzen und ihre Birnen hinter dem Ofen braten.“

Bengt Goting lag unbeweglich und es zog ein grübelnder Schatten über seinen Blick. Dann hob er langsam die Arme wie zum Gebet und flüsterte:

„Herr, hilf mir auch dies zu vollenden!“

Er gab ein Zeichen, daß er nur noch zu flüstern vermöge und Rabenius legte sein Gesicht an das seine, um die Worte aufzufangen zu können. Dann winkte Rabenius den Soldaten zu, aber seine Stimme zitterte so, daß seine Worte kaum vernehmbar waren.

„Jetzt hat Bengt Goting gesprochen“, sagte er. „Es ist sein letzter Wunsch, daß ihr ihn zwischen euch auf die Brust nehmen und ihn auf seinen alten Platz in Reih und Glied tragen sollt, wo er mit starrem Sinn gewandert und gewandert ist, Tag für Tag und Jahr für Jahr!“

Jetzt wurden die Trommeln gerührt, die Musik begann, und mit der Wange an der Schulter des einen Soldaten wurde Bengt Goting Schritt für Schritt über das Feld dem Feinde entgegen getragen. Da folgte um ihn her das ganze Regiment, und mit entblößtem Haupte schritt Rabenius hinter ihm her und merkte nicht, daß Bengt Goting schon tot war.

„Ich werde dafür sorgen, daß du ein sauberes, weißes Grab bekommst. Du weißt, daß der König sich nicht für mehr als den geringsten Soldaten achtet, und so will auch er bereinst liegen.“

## Silbergraue Rheinfreiherrn.

Aus Stammes- und Leidensgeschichte uralter Rheingauer Majestäten.

Von Pfr. a. D. W. Schuster, Chefredakteur, Gonsenheim b. Mainz.

In die Lüfte hoch der Reiber steigt,  
Dahin weber Pfeil noch Kugel fliegt,  
Lautendmal so hoch und so achwind  
Die Gedanken treuer Liebe sind.

Eduard Moritz.

Vom Morgenschrei des Hahns bis zum Nachteuleruf — was steht Silbergrau auf der Rheininsel bei Bubenheim, Eltville oder Rüdesheim? Rheinfreiherrn, Silbergraue Reihervögel. Wem galt der Morgenritt des adlig schönen Tochterleins vom Ingelheimer Burgvogt, mit dem Falkenberzvogel auf der Faust? Silbergrau, dem Reiber. Wen jagte in der Ebene des Mainzer Beckens der Kaiser Karl im Köcher aus Lederhaut des Glentieres, unser großer Kaiser Karl? Silbergrau, den Reiber. Mit wessen Federkroß schmückten sich die Damen der reichen Kaufherrschaft in Bingen, aus wessen fleischiger Brust bereitete die Äbtissin Hildegard vom Kloster auf dem Rupertsberg, die erste Ärztin Deutschlands, nahrhafte Küchenpeise, aus wessen Zunge unschuldige Medikamente? Und wer weiß mehr zu erzählen als der Juds mit der roten Lunte, der durch der Berge Wälder streicht, wer hat die donnernden Blitze und der Menschheit Leiden, den einzigen Flammenwall am Karst und die englischen Panzerreiter am Suezkanal gesehen noch in vorvoriger Nacht? Der Silbergraue Waldreiherr.

Na, Silbergraue Schönheit, Silbergraue Majestät! Silber und Grau, Farben der Entsaugung. Wie jetzt in der ganzen Menschheit. Echtes Silber gleicht dem flatternden Band am Stamme der Birken, Grau so sanft und still, so schön und

süß wie das Schummrigwerden im Hochgebirge, das Dämmerlicht am Abend und vor Morgen, wenn die reine Venus am klaren Himmel über den Bergen aufgeht oder beim ersten rotlaufenden Morgenschein untergeht.

Wenn knapp vor Mainz, wo ehemals der schwerfällige Tritt römischer Legionen sich erging durch den lieblichen rheinischen Gottesgarten nach den Bergen bei Bingen hinüber, im ersten Frühling die schönen blauviolettten Wunderblumen, heute „Küchenschellen“ genannt, im Sandboden auftauchten, wenn die leuchtenden gelben Sumpfdotterblumen und die goldenen Adonisröschen erblühen, jagen die Silbergrauen Schalten über den Wald her in lauer Frühlingsmondnacht. Die süddeutschen Münsterkürme lassen sie hinter sich, das graue Vogelmotiv eilt schnell dahin und erst, wenn die Rheinfluten im Gesichtsfeld auftauchen, plumpst Grau, der Reiber, aus den Lüften herunter in die Ebene, fällt silbern, schwer wie ein Stein, in die Wipfel der hohen Bäume. Es haben die germanischen Bauern, die sich auf der Scholle der Kesten und Römer sesshaft gemacht haben, dem Rheinjumpf — sowohl im Rheingau wie im Mainzer Becken — Wiesen und Weiden abgerungen und, um zu zeigen, daß das Land ihnen gehört, Pöcken und Hagen um die Wiesen und Weiden gezogen; denn der Germane wahr sein Eigentum. Trotzdem, wenn der Rhein steigt, steigen auch zufolge unterirdischer Wasserdurchsickerung die Sumpflöcher binnenwärts und überschwemmen die Wiesen, namentlich z. B. im rheinheffischen Nied, und es tritt dann das ein, was der verewigte Hermann Löns, gefallen im Weltkrieg, so meisterhaft schildert hat<sup>\*)</sup>: Der Hase rückt aus nach den Bergen, die Mäuse und Spigmäuse nach den hochgelegenen Feldmarken, die Rehe wechseln nach dem nicht fernen Gebirgswald hinüber; wo in den Weiden das Rotkehlchen sang, gründelt jetzt die Wildente, wo das Eichelhähen Pilze suchte, sichtet der Otter, die schwermütig lodende Wildtaube, deren Farbenkleid im Mattrosa und zarten Blau des Abendhimmels prangt, wird von der Möwe abgelöst. Frohes Froschleben quakt jetzt umher, als habe just für es Wilhelm Busch die Worte geprägt, „Nacht Tage war der Frosch so krank, nun raucht er wieder, Gott sei Dank.“ Hier ist das Herrschaftsbereich der Reiber, das Dominium der stolzen Silbergrauen, die sich unterm Vogelgeschlecht so frei und edel dünken, wie es Fürsten unter Menschentindern sind. Hier gibt es Fische in Hülle und Fülle, des Reihers Leibspeise.

Wie gesagt, in einer lauen Frühlingsnacht, wenn der Mond silberne Streifen auf das blaue weiße Geträufel des Rheins wirft, kommt der Waldreiherr geraden Weges aus südlichem Lande. Es hallt ein Schrei durch die Abendstille, ein kurzer, scharfer, harter, herrischer Ruf, der sich in bestimmten Tönen wiederholt, und in der Abendröte taucht ein schwarz-silbergrauer Punkt auf. Der harte, abgehackte, rauhe Ruf kommt näher über die Silva nigra, aus dem Punkt wird ein Fleck, aus dem Fleck ein Kreuzchen, aus dem Kreuzchen ein Kreuz, der Ruf verdoppelt, verdreifacht, verzehnfacht sich vom Hochgebirgsstamm her, viele große schwarz-silbergraue Kreuze schweben näher über der Bergwand, und sechzig gewaltige, breitflasternde, bald silbern, bald schwarz, bald grau, jetzt licht, jetzt düster gefärbte Vogel freisen über den kahlen Wipfeln der hohen, von blühblauem Ephen dicht umspinnenen Rheineichen. Das sind die Fischreiherr der Rheinebene, die ledern Waldreiherrn, die wiedergekommen sind zu ihrem Walde. Seit Jahrhunderten gehört er ihnen.

Ich weiß mehrere solcher Reiherkolonien auf Bauminseln mitten in unserem großen schönen, grünen Rheinstrom. Ich verrate sie nicht. Soviel kann ich sagen: Sie eier stehen sie, mögen sie nun auf den Rheininseln selbst sein oder in den Randwäldchen am Flußufer. Im übrigen halte ich es in diesem Punkte mit einem großen Herrn, Prinz Max von Baden, der seine Fischreiherkolonie bei der Schloßburg Zwingenberg a. R. als Naturdenkmal mit derselben Aufmerksamkeit und Sorgfalt schützt, wie seine Vorfäter auf die Reiberbeize zogen, den Vogel zu jagen. Und so gern ich in dieser sündhaft teuren Kriegszeit, wo ein Stückchen Fleisch so rar ist wie ein Butterveid am hellen Mittag unseren wund gewordenen und genesenen Feldgrauen im Lazarett junge Reiberbrüste als eine vorzügliche Delikatesse gönnen würde, die noch besser munden wie Froschschenkel — gleich beliebt beim Alt-Breisgauer wie beim Mayerdorck —, so verrate ich die colonia cinereorum, den Hochstih der Fischwild-Edlen, doch nicht. Denn Natur-

<sup>\*)</sup> Löns war ein ganz hervorragender Naturbeobachter und Ornithologischer zu treuem Gedenken an ihn werden jetzt seine Werke neu herausgegeben vom Verlag Sponholz, Hannover, und Voigtländer Verlag, Leipzig.

Such ist eine ideale Sache und steht über den Magenfragen des Tages. Weit darüber!

Jegliches Erdenwesen wird uns menschlich näher gebracht erst durch sein Leiden. So auch Ardea cinerea, der aschgraue Reiher. Und wahrlich, viel könnte ich erzählen aus der Leidensgeschichte der Waldfreiherrn. Menschenphilosophie steht dafür stille. Seit Jahrhunderten gehörten die Rheinwälder den Reihern, seit Jahrhunderten horsteten sie hier, seit Jahrhunderten zogen sie hier ihre Jungen groß; und doch hat sie der Mensch hier immer im Besitzrecht befehlet, hat ihnen mit dem Beizvogel und der Büchse nachgestellt, unzählige Reiher stürzten hier polternd zu Boden und färbten die Blumen rot, aber die sich retteten, die kamen doch im nächsten Frühjahr wieder, um in ihrem Walde zu horsten.

In der Mondnacht kehrten sie zurück. Am nächsten Morgen, ehe die Wiesbadener Kurparkamsel pfeift, ehe die schwarze Krähe vom Taunus-Feldberg herangestrichen kommt, ehe die muntere Dohle auf dem Mainzer Domturm quarrt, ehe der Dompfaff in den städtischen Anlagen flötet — so schön kann er es nicht wie weiland Bernhard von Clairvaux im Dom nebenan!!! — sind die Waldreiherr wieder wach. „Hundertzwanzig wassergelbe Augen, so hell wie Bernstein, spähen aus den Baumkronen in die Lüfte, aus sechzig langen, zusammengezogenen Halsen ertingten heisere Freudenrufe. Sie gähnen, schnellen die Häufe empor, daß die Messerklingen ihrer Schnäbel blitzen, richten sich auf, spreizen wohligh die blaugrauen Fittiche, zupfen sich die silberspitzen Schmuckfedern des Rückens glatt, den stahlschwarzen Brustlatz, die stolze Halszierde — die schöne, die jeder fränkischen Jungfrau Ehre machen würde — schlagen mit den Schwingen, daß es faust und braust, plappern ein Weilschen, kitzeln sich wieder — und dann schraubt sich einer nach dem andern hoch in die Lüfte, drückt den Hals in S-Form zusammen, segelt nach den Fischgründen hinüber, fällt prasselnd hinunter, läßt die dünnen grüngelben Ständer hängen, greift aus und faßt Fuß.“ Es ist ein Bild so schön, als habe der eine oder der andere Hans, Holbein oder Baldung, seinen Pinsel dazu hergelassen und es mit bunten Farben auf die Marbilder im Freiburger Münsterwerk gotischen Stils geworfen; und wirklich hat ein großer Meister — ich weiß nicht mehr, ist es Raffael oder Michel Angelo — die Reiher auf sein Bild von Petri Fischzug gebracht, allerdings mit malerischer Freiheit halb als Kraniche, halb als Reihervogel.

Unser Waldreiherr ist ein alteingesessener Herr. Ein Jogenannter „Autochthon“. Äter als die Zähringer, schon ureingesessen ehe eines Mannen Fuß den Scheitel des wild zerklüfteten Gebirgshorstes, der als Schwarzwald beim Erdenwerden stehen geblieben ist, betreten hatte. Wo heute die Quellflüsse der Donau und des Rheins sich donnernd scheiden und reiche Nebengelände im lieben Markgräflerland sich an sonnige Berghänge schmiegen, lagen damals noch eisige Moorsteppen, das Jägerparadies der Nomadenhorden. Keine Früchte milden Südens reiften dort zu Füßen der Wetzschwelt. Aber die Johannisbeere bot an niedrigen Sträuchern ihre herben roten und schwarzen Beeren. Im Moorboden, den die Sonne kaum in der Spannteite einer menschlichen Hand zu erwärmen vermochte, wurzelte eine nach verästelte Himbeerstaude, die zur Sommerzeit die gelben würzigfüßen Schellbeeren trug; auf den Moosen saßen gleich Korallen die grellen Bündel der Preiselbeeren, leuchteten weiß und tiefrot die säuerlich bitteren Moosbeeren. Um die Felte, in denen am Fuße des Hohenwaldes die Horde lagerte, seit sie beim ersten Loden des Nöhnsturms die Winterhöhlen verlassen hatte, blühten und dufteten weißer Wasserfarn, rosafarbene Kellen, dunkelrote Widen, blaue Glodenblumen und Moorfuchschwanz. Bei Sumpfsport und Rosmarinseide konnte sich am Stein ein klares Röslein, und darüber froch der Wachholderstrauch hin, stropend von grünen Beeren. Und schon stand inmitten all der Eiszeitherrlichkeit die silbergraue Majestät mit den bernsteingelben Augen, Grau der Reiher, der fischende Waldreiherr.

Aus weiter Ferne rückt wieder mein Blick in die Gegenwart. Aus bläulichen Eierfugeln sind ausgebrütet die Jungen im Horst, in der Kolonie. Und nun beginnt die Tragödie, das Reiherschicksal. Durch den Wald stapft und tappt es. Braunrote Gesichter tauchen zwischen dem laublosen Geäst von Kornelkirsche, Wachholder, Schlehdorn und Wildros; auf metallische Blitze prallen von blanken Büchsenläufen. Zehn Altreiher prasseln aus den Kronen, kreisen mit langen Halsen über dem Walde, starren mit ängstlichen gelben

Augen hinunter. Ihre Schredenrufe finden von ringsherum Antwort; von Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht klingen heisere Angstlaute heran, ein Säusen und Brausen, Mingen und Matschen ist über dem Horste, alle sechzig Altreiher kreisen als riesengroße Kreuze unter dem hellblauen Sommerhimmel. Die Jungreiherr, immer hungrig, stellen sich auf die Horstränder. Da knallt ein Schuß. Ein Jungreiherr spreizt die Flügel und fällt herab zur Erde. So geht es einem nach dem andern.

Ich möchte meine Stimme dagegen erheben. Aber was vermag ich viel? Es ist nur ein armer Waldläufer, Vogelforscher und Geschichtschreiber, wenn ich mich anschleife den großen Geistern, die tiefe Gedanken über die silbergrauen Waldreiherr niedergeschrieben haben: Der große Stanivitz und Lehrer Alexanders des Großen, Aristoteles, und jener Plinius, der beim Ausbruch des Vesuvius den Tod fand, Albertus Magnus und Gesnerus. Sie alle haben die Reiherrtragödie bebauert. Unser noch heute in einer Volksfrage verehrter Kaiser Friedrich II. hat den Waldreiherrn ein eigenes Buch gewidmet. Und ich? — ich kann das Reiherschicksal nicht bannen. ... Arme silbergraue Waldmajestät!

## Der Naturschutzpark im Winter.

In großartiger Weise hat der strenge Winter 1916/17 wieder bewiesen, welche glückliche Wahl der Verein Naturschutzpark mit seinem Wilseder Gebiet in der Lüneburger Heide getroffen hat. In der Nacht vom 3. und 4. Februar kam das Eis auf der Elbe zwischen Hoopte und Geesthacht zum Stehen. Mehrere Meter tief schieben sich die Schollen übereinander und sowie das Treibeis steht, ist es auch passierbar. Wenige Stunden später ist auch die letzte offene Stelle auf und am Elbstrom zugefroren und alles Wasser geflügel von seinem Lebenselement abgesperrt. Wie auf Kommando beginnt dann die Abwanderung in den weiten Weiden südlich gelegenen Naturschutzpark, dessen eisende Heidebäche eine sonderbar gleichmäßige Temperatur aufweisen, sodas sie sowohl aus diesem Grunde, wie auch ihres starken Gefälles wegen selbst bei strengster Kälte eisfreie Stellen aufzuweisen haben.

Ein prächtiges Winterbild erfreute den Blick des Wanderers. Tief drückten sich die Wildspuren in die weiße Schneedecke ein. Auf dem großen Teiche der Sudermühle rudert der majestätische Wildschwan mit hochgerichtetem Hals, wachsam Ausschau haltend. In das vom schneidigen Ostwind bloßgelegte Roggenfeld auf der anlehnten Kuppe des Heidehügels und die vom rieselnden Wasser grün gehaltene Moorniese fällt die Wildgans ein. Im Bache treiben große und kleine Wasserhühner und Enten ihr Wesen und fahren erschreckt empor, wenn der Eisvogel plötzlich seinen scharfen Biss ertönen läßt. An den Seiten der Wasserläufe hat sich Keinecke förmliche Stiege getreten, auf denen er zur Nachtzeit das Revier in langer Wanderung abstreift, um Blashuhn und Ente im Schlaf zu überfallen. Wo der Bach sich am Teich ausweitet, hat unter den armdicken Erlenwurzeln der Alts sein Quartier und fügt dem Fischbestand jedenfalls mehr Schaden zu als der vorsichtige Otter, der nur dann und wann auf einige Tage von den arösen Flußläufen heraufkommt, als wolle er sein Herrschaftsrecht nicht verfallen lassen. Bei jedem Mühlenwehr, bei jeder Stauchleuse, ja bei jedem Steg, der über das Wasser gelegt ist, verläßt der ewig Mißtrauische den Bach, um im Hogen alles zu umgehen, was nicht von der Natur hergerichtet ist. Die Fische fürchten den Stromgewaltigen. Ähnlich wie es bei kleinen Tieren gegenüber der Klapperrind und der Brillenschlange der Fall sein soll, fühlen sie die Vergeblichkeit jedes Fluchtversuches und werden zitternd stillstehend eine leichte Beute des unerfährlichen Feindes, dem zu entrinnen ihnen eigentlich oftmals leicht werden müßte. Der alte Fischer aus dem kleinen Auedorf pflegt gerne zu erzählen, daß er noch nie eine Forelle im Garnkorb oder der Weidenreufe bekommen hat, wenn der Otter des Nachts dagewesen war, weil die Angst alle Fische an ihren Standort bannte.

Auch der Reiher fehlt nicht. Er kennt den Platz, an dem ihm auch bei strengster Kälte der Tisch gedeckt bleibt. In diesem Winter konnte man drei Stammgäste täglich am Naderbach beobachten, deren jeder sein besonderes Revier hatte. Zwei zeigten die landläufige blaugraue Färbung. Einer ist nahezu weiß, offenbar ein uraltes Tier, welches seit Jahr und Tag von unserer Gastfreundschaft Gebrauch macht.

Stumpfsinnig sieht ihnen vom nahen Mehlbeerstrauch aus der Seidenschwanz zu, während durch den Irlenbusch am Uferstrand der Zaunfönig schwirrt und mit heller Stimme in die Kälte seinen fröhlichen Ruf hinausschmettert: „Es muß doch Frühling werden.“

## Franz Gastell.

In dem idyllisch am linken Mainufer gelegenen nassauischen Dorfe Schwanheim hat seit mehr als einhundertundfünfzig Jahren die Kunst eine Heimstätte gefunden. Um's Jahr 1750 nämlich kam ein gewisser Johann Wachen-dörfer aus Ginsburg bei Ulm als Vergolder nach Frankfurt, verheiratete sich kurz danach mit einer Schwanheimerin und siedelte nach dem damals noch kleinen Vororte über. Mit seinem Bruder übte er die Vergolderei in Kirchen und Schlössern und in den reichen Patrizierhäusern der Nachbarstadt Frankfurt aus, wobei er reichen Lohn fand. Sein Geschlecht pflanzte sich bis auf die Gegenwart fort und pflegte bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts die Vergolderei, wenn auch nicht mehr mit dem glänzenden Erfolg früherer Zeiten. Neue Verfahren der Vergolderei brachen sich allmählich Bahn und drängten das ehemals hochentwickelte Kunsthandwerk in den Hintergrund, sodaß man sagen kann, es ist in Schwanheim ausgestorben. Dagegen hat sich die gleichzeitig mit der Vergolderei durch einen gewissen Franz Leimer in Schwanheim eingeführte Bildhauerei bis auf die Gegenwart lebensfähig erwiesen, manchen herrorragenden Repräsentanten dieser schönen Kunst im Laufe der Zeiten geboren und auch jetzt noch eine ganze Anzahl tüchtiger Jünger aufzuweisen. Als bedeutendster der gegenwärtig noch lebenden Künstler ist Franz Gastell anzusehen, mit dessen Lebensgang wir uns in nachfolgenden Ausführungen beschäftigen wollen.

Am 26. Januar 1840 wurde Franz Gastell als Sohn des Bildhauers Johann Gastell in Schwanheim geboren. Er besuchte die Volksschule in seinem Heimatorte und kam 1851 auf die Realschule in Mainz, die er 1854 verließ. Schon frühe zeigte er eine auffallende künstlerische Begabung, die er in der Werkstatt des Vaters betätigen konnte. Er trieb Holzschneiderei, modellierte und übte sich im Zeichnen. Aber Gastell wäre daheim nie ein bedeutender Meister geworden; dazu waren die Schwanheimer Verhältnisse nicht vielseitig genug. Ein Glück war es daher für den jungen Mann, als ihn sein Onkel Josef Leimer nach Wien einlud, wo sich dem strebsamen Kesseln ein weites Arbeitsfeld eröffnete. Durch den Besuch der Wiener Akademie und die praktische Arbeit in der Bildhauerwerkstätte seines Onkels erlangte der junge Mann nach und nach ein solch künstlerisches Geschick, daß er die Anerkennung hervorragender Kunstvertreter fand. Sein ernstes Streben fand im Jahre 1859 in der Weise eine wertvolle Würdigung, daß man ihm bei einem Wettbewerb für seine prachtvolle Zeichnung „Eliaser wirbt um Nebekka“ die goldene Medaille verlieh. Auf einer in Wiesbaden im Jahre 1863 abgehaltenen Kunstausstellung errang Gastell als Anerkennung für eine aufgestellte Reiterstatue des deutschen Königs Adolf von Nassau die bronzene Medaille und ein Relief „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe“ brachte ihm die silberne Medaille ein.

Von Wien wandte sich Gastell nach Dresden, wo er im Atelier Hähnel längere Zeit arbeitete. Durch ein Relief „Abels Tod“ fand er die Anerkennung künstlerischer Kreise und erlangte ein Stipendium, das ihm einen dreijährigen Aufenthalt in Rom ermöglichte. Die reichen Kunstschätze der ewigen Stadt regten ihn zum fleißigsten Studium an, sodaß er, reich an theoretischen Kenntnissen und ausgestattet mit künstlerischem Geschick, nach Wien zurückkehrte. Hier blieb bei allen Wettbewerben auf dem Gebiete der Bildhauerei der junge Schwanheimer Meister mit seinen geschmackvollen Entwürfen Sieger. Man übertrug ihm die Bildhauerarbeiten bei der Erweiterung der kaiserlichen Hofburg in Wien, ferner die Ausführung einer Siebelgruppe, die Stärke darstellend, am neuen Hofburgtheater und ebenso bildnerische Ausführungen am städtischen Rathaus und den Museen der alten Kaiserstadt an der Donau. Wo Gastell seinen Meißel ansetzte, erwarb er sich Lorbeeren. Nebenbei schnitzte er kleine Holzfiguren, Statuen und Reliefs, alle von hohem künstlerischen Wert. Es sei in dieser Beziehung nur ein kleines Kunstwerk hervorgehoben, die „Vierzehn Nothelfer“, die in ihrer praktischen Durchführung heute die katholische Kirche in Soffenheim zieren.

So schien es, als sei Franz Gastell dazu berufen, einer der bedeutendsten Künstler unseres Vaterlandes zu werden, als ihn ein furchtbar herbes Geschick zwang, den Meißel niederzulegen. Ein schweres Augenleiden stellte sich 1872 bei ihm ein, das seine Sehkraft so schwächte, daß ihm die Ärzte sichere Erblindung in Aussicht stellten, wenn er nicht die Kunst aufgeben und sich ins Privatleben zurückziehen würde. Er vertauschte seinen schönen Aufenthalt in Wien mit dem bescheidenen Sitz in Schwanheim, baute sich eine kleine reizende Villa mit einem herrlichen Obst- und Ziergarten und lebte an der Seite seiner Gemahlin Amalie Bend, der kunstsinigen Schwester eines Jugendfreundes und Standesgenossen, in glücklichster Gemeinschaft zusammen.

Wenn ihm ein herbes Geschick auch die eiserne Pflicht auferlegte, nicht selber mehr das Schnitzmesser und den Meißel zu führen, so war es ihm doch möglich, den zahlreichen Kunstjüngern Schwanheims ein tüchtiger Theoretiker zu sein, Anregungen und Winke zu geben, die die strebsamen Schüler zu verwirklichen trachteten. Und als die katholische Gemeinde in Schwanheim eine neue Kirche am Mainufer erstehen ließ, da juckte es den alten Gastell noch einmal in den Fingern, um seinerseits auch einen Baustein zu dem ehrwürdigen Gotteshause zu stiften. Er sann und sann und trotz seines schwachen Augenlichtes modellierte und schuf er mit Hilfe von Verwandten und Freunden einen Hochaltar, wie ihn kaum eine Stadt im Nassauerlande aufzuweisen hat. Auch rührt von seiner Hand das Orgelgehäuse, sowie der Taufstein her, die gleichfalls der Kirche zur Zierde gereichen.

Daß die Schwanheimer Bürgerchaft auf die Schöpfungen ihres Franz Gastell und den Altmeister selbst stolz ist, bedarf keines weiteren Beweises, namentlich gilt der greise Herr bei den zahlreichen Kunstgenossen des Ortes als erste Autorität am Platze.

J. B r u m m.

## Umschau.

= **Heimische Käfigvögel.** Im Verlag von Fritz Pienning-dorff in Berlin-W. ist ein Buch erschienen, auf das wir die zahlreichen Liebhaber der heimischen Stubenvögel gerne aufmerksam machen. Das Buch: Bade, Dr. E., Heimische Käfigvögel (328 Seiten, 8° mit 20 Tafeln nach Original-Photographien lebender Vögel und 181 Textabbildungen), ist eines der besten Bücher dieser Art. Wenn der Prospekt des Werkes sagt, daß es trotz der reichhaltigen ornithologischen Literatur tatsächlich an einem Buche fehlt, in dem der angehende wie der fortgeschrittene Liebhaber nicht erst mühsam den manchmal auf hunderte von Druckseiten verteilten Stoff durchzuwadern habe, um die gesuchte Belehrung zu finden, so ist das im allgemeinen zutreffend. Der Verfasser hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Dr. Bade geht, nachdem er in den einleitenden Abschnitten das für den Vogelliebhaber Wissenswerte über Fänge, Eingewöhnung, Käfige, Futter usw. ausführlich behandelt und den Text aufs glücklichste durch eine Anzahl von Abbildungen erläutert und ergänzt hat, zur Schilderung der Vögel — nach der für den bestimmten Zweck besonders geeigneten Einteilung — Weichfresser und Samenfresser über. Von der Voraussetzung ausgehend, daß erst die Kenntnis der natürlichen Lebensbedingungen eines Vogels dem Liebhaber das richtige Verständnis für die Käfigpflege erschließt, wird zuerst bei jeder einzelnen Art kurz das Vorkommen und die Lebensweise des Vogels in der Freiheit geschildert und hieran anschließend ausführlich, das Gefangenleben von der Eingewöhnung und Verpflegung bis zur Zucht des Tieres. Bade hat durch die Stoffeinteilung und die Art der Behandlung seinen Zweck erreicht, den Vogelliebhaber stets auf wenigen Seiten über alles das zu orientieren, was er wissen muß, um einen Vogel erfolgreich in der Gefangenschaft halten zu können. Die zum Schluß gegebenen Abhandlungen über Krankheiten der Stubenvögel und die Anlage einer Wehlwurmzucht werden namentlich den angehenden Vogelpfleger willkommen sein. Einen besonderen Schmuck des Werkes bilden die nach Aufnahmen lebender Vögel hergestellten Bildertafeln, die unseres Wissens zum ersten Mal wirklich naturwahre Bilder unserer gefiederten Freunde zeigen. Nur der, welcher die Schwierigkeiten solcher Aufnahmen kennt, wird dieselben voll zu würdigen verstehen. Der Preis des Buches ist in Anbetracht des Umfangs, der Ausstattung und der zahlreichen Bilder ein sehr mäßiger.